

Der Priester und die Gerechtigkeit in der Welt

Norbert Lohfink, Frankfurt

Wenn ich recht sehe, tragen unsere Theologiestudentinnen und -studenten mehrere Fragen mit sich herum, auf die sie zwar, wenn sie sie aussprechen, von ihrer Kirche auch Antworten bekommen, doch sind diese Antworten so, daß die Frager sie in der Mehrzahl nicht wirklich als Antworten annehmen. Eine solche Frage ist zum Beispiel die, warum die Frauen vom kirchlichen Amt ausgeschlossen sind. Eine andere die, warum Priestertum und Charisma der Ehelosigkeit durch Gesetz aneinandergekettet sein müssen, auch wenn dadurch viele Gemeinden ohne Priester sind. Eine dritte Frage dieser Art wird zwar in den Medien weniger hochgespielt, sitzt aber vielleicht noch tiefer. Von ihr soll im folgenden gehandelt werden.

Zumindest ein großer Teil unserer Theologen wird innerlich zerrissen, weil sie sich einerseits dazu gerufen fühlen, der Sache Gottes zu dienen und deshalb ihr Leben der Kirche zur Verfügung zu stellen, andererseits jedoch ein von der Not der menschlichen Gesellschaft und der Zerstörung unserer Lebenswelt tief verwundetes Bewußtsein haben und hier helfend eingreifen möchten. Sie glauben sich sicher zu sein, daß dies gar nicht zwei verschiedene Dinge sind. Aber wenn sie die Wirklichkeit der Kirche und die ihnen gebotene Ausbildung ins Auge fassen, sehen sie auch wieder nicht, wie sie beides zusammenbringen können. Der Jesuitenorden hat auf seiner letzten Generalkongregation dieses Problem auf die Formel gebracht: Wie gehen Dienst am Glauben und Einsatz für die Gerechtigkeit zusammen? Für den Theologiestudenten, der gewillt ist, sich zum Priester weihen zu lassen und dann Dienst im Rahmen der konkreten Kirche zu tun, sieht es offenbar oft so aus, daß er tief in sich, oft kaum geäußert, eine rabiate Entschlossenheit trägt, seinen Dienst am Glauben doch so zu tun, daß er zugleich einer Verwandlung der Gesellschaft und der Rettung eines Stücks unserer Welt aus der im Gang befindlichen großen Zerstörung dient. Wie – darüber können die wenigsten sich eine Vorstellung bilden. Und wenn man die Wirklichkeit des priesterlichen Alltags kennt, auf den sie zugehen, kann man nur Angst bekommen für Menschen, die derartige Lebensziele mit sich herumtragen und in der Kirche und Welt, wie sie sind, miteinander vereinbaren wollen.

Vor diesem Hintergrund sind die folgenden Überlegungen entstanden. Sie setzen voraus, daß die beschriebene Doppelausrichtung im Bewußtsein vieler Theologiestudenten, die auf das Priestertum zugehen, nicht nur faktisch vorhanden, sondern auch sachlich gerechtfertigt ist. Doch zugleich gehen sie davon aus, daß dies mit der Kirche, die konkret in unseren Landen existiert, und der Rolle, die sie konkret ihren Priestern zuteilt, schwer zusammengebracht werden kann. Ich habe den Eindruck gehabt, daß ich über die Frage vor Theologiestudenten nur sachgemäß sprechen kann, wenn ich sehr weit aushole und sehr grundsätzlich anfangen – gewissermaßen mich Träumen überlassend, wie die Kirche eigentlich sein sollte. Die folgenden Seiten enthalten das, was ich den mich fragenden Studenten gesagt habe, weithin auch der wörtlichen Formulierung nach. Vielleicht ließe sich die Frage auch oberflächlicher und vordergründiger beantworten, doch mir war es nicht gegeben.

Wie die Kirche sein sollte

Die Unfaßbarkeit und Schwierigkeit der Frage, wie bei einem Priester Dienst am Glauben und Einsatz für eine gerechtere und weniger zerstörte Welt zusammengehen können, hängt nach meinem Gefühl damit zusammen, wie wir die Kirche konkret in unserer Welt erfahren. So, wie sie konkret auftritt, trägt

sie keine direkte Verantwortung für die Gesellschaft und für die Natur. Denn sie ist nur ein wohldefiniertes Subsystem unserer Gesellschaft, und diesem Subsystem sind nur bestimmte Aufgaben zugeteilt; und zwar andere, als die gerade beschriebenen.

Das entspricht allerdings nicht dem, was Gott eigentlich mit der Kirche, seinem „Volk“ in der Welt, wollte. Nach Gottes Vorstellung müßte sie selbst „Gesellschaft“ sein.

Zur Kirche gehört man nur durch den Glauben. Der Glaube ist freiwillig. Deshalb wird vor der Wiederkunft des Herrn die Zahl der Gläubigen niemals sich mit der Zahl aller vorhandenen Menschen decken. Insofern wird es immer eine mit dem Volk Gottes nicht identische, umfassendere menschliche Gesellschaft geben. Es erscheint daher nicht ganz sachgemäß, der Kirche in einem vollen Sinn zuzusprechen, sie müsse menschliche Gesellschaft sein.

Trotzdem entspricht die Aussage der Tradition. Sie steckt zum Beispiel in einer Lehre, die seit langem unter den katholischen Kirchenrechtlern und Sozialethikern vertreten wird, der Lehre von der Kirche als einer „societas perfecta“. Der Ausdruck läßt sich vielleicht am besten wiedergeben als „vollausgestattete Gesellschaft“. Diese Aussage machen die gleichen Gelehrten sonst nur vom Staat, in dem sie das höchste und alle anderen in sich eingliedernde System menschlicher Vergesellschaftung sehen. Ihm stellen sie also die Kirche an gesellschaftlicher Qualität gleich. Um den Sinn einer solchen traditionellen Aussage, die ja sicher für alle möglichen Konflikte innerhalb der Geschichte der vergangenen zweitausend Jahre verantwortlich ist, zu erfassen, sei sofort zur Bibel zurückgegangen.

Jesus hat seine Jüngergemeinde an hervorragender Stelle seiner Bergpredigt als das „Licht der Welt“ bezeichnet. Diese Aussage hat er dann folgendermaßen erläutert: „Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben.“ (Mt 5, 14) Das wiederum ist die Wiederaufnahme einer Aussage der Propheten und Psalmen. Nur die Bindung der Aussage an das konkrete Volk Israel ist dabei aufgegeben. Im Alten Testament ist die Rede vom Zionsberg, der alle anderen Berge der Welt überragt und zu dem alle Nationen der Welt gezogen kommen. Sie wollen dort Lehre und Weisung darüber empfangen, wie sie gerecht leben können.

Eine der klassischen Formulierungen findet sich im zweiten Kapitel des Jesajabuches:

Am Ende der Tage wird es eintreten.
Fest gegründet steht
der Berg mit dem Haus Jahwes.
Der höchste der Berge –
er überragt alle Hügel.

Zu ihm strömen alle Völker.
Die vielen Nationen machen sich auf den Weg.
Sie sagen: Kommt, wir ziehen hinauf zum Berg Jahwes,
zum Haus des Gottes Jakobs.
Er zeige uns seine Wege,
auf seinen Pfaden wollen wir gehen.

Denn: Vom Zion aus wird eine Gesellschaftsordnung proklamiert,
und zwar als Wort Jahwes aus Jerusalem. (Jes 2, 1–3)

Der Beginn dieses Textes ist noch ganz Bild. Da ist ein Berg, der alle anderen Berge überragt. Wer schon in Jerusalem war, weiß, daß der Tempelberg die umgebenden Berge keineswegs überragt. Wenn er das nun in diesem Text tut, dann ist etwas geschehen. Was könnte geschehen sein?

Aus dem Fortgang des Textes ist die Deutung klar. Das Volk Israel hat sich in seiner gesellschaftlichen Gestalt so gewandelt, daß es als Gesellschaft alle anderen Berge, das heißt: alle anderen Völker, alle anderen Gesellschaften dieser Welt überragt. Indem es sie überragt, ist es ihre Kritik. Es wird für sie infolgedessen zum geheimen Ideal, zum Modell, zum Ziel ihrer Wallfahrt. Israel kann, auf das blickend, was in ihm von seinem Gott her Wirklichkeit geworden ist, auch den anderen Gesellschaften proklamieren, wie eine gerechte und glückliche Gesellschaft aussieht.

Was macht Israel zum höchsten aller Berge? Die Texte des Alten Testaments nennen in solchen Zusammenhängen verschiedene Eigenschaften, die diese Modellgesellschaften auszeichnen. Doch eine der wichtigsten ist sicher das, was hier am Anfang des Jesajabuches zur Sprache kommt. Die Modellgesellschaft Gottes in der Geschichte ist eine Gesellschaft jenseits der menschlichen Rivalität. Diese Gesellschaft erfreut sich ihres Lebens in Frieden. Genau dies nämlich kann sie der in ewige Kriegslust verfangenen Völkerwelt vermitteln:

Sie schmieden ihre Schwerter in Pflugscharen um,
ihre Lanzen in Winzermesser.
Nie mehr wird ein Volk gegen ein Volk ein Schwert erheben.
Man bildet niemanden mehr aus für den Krieg. (Jes 2, 4)

Die Friedensbewegung im Sinne Gottes läuft also über eine Modellgesellschaft. Gott schafft sich aus einem von ihm ausgesuchten Teil der Menschheit eine Gesellschaft ohne Rivalität. Was sich in ihr entwickelt, ist dann so faszinierend, daß alle Menschen ihre Blicke dorthin lenken und zu lernen beginnen.

Dieser doppelte Schritt Gottes in die Gesamtgesellschaft hinein scheint mir wesentlich zu sein. Genau ihn scheint die Christenheit nicht mehr richtig wahrzunehmen. Aber die Bibel ist von Anfang bis Ende geprägt von dieser

Struktur. Zunächst stellt Gott in einem auserwählten Volk ein Modell her. Im Blick auf dieses Modell hat dann der Rest der Welt die Möglichkeit, sich selbst auch verwandeln zu lassen.

Jesus übernimmt diese Grundstruktur des Handelns Gottes an Welt und Geschichte für seinen Jüngerkreis und für die Kirche. Die Kirche, ja jede einzelne Gemeinde, ist von ihm gedacht als die Stadt auf dem Berg, alle anderen Berge überragend, die Wallfahrt der Welt auslösend, als die Modellgesellschaft Gottes.

Wenn der Glaube Anschluß an den unter uns Menschen anwesenden Gott ist, dann ist er also zugleich Bewegung des Aufbaus einer anderen, gerechteren, rivalitätsfreien Gesellschaft. Die beiden Vorgänge – an Gott sich anschließen und in den gesellschaftlichen Zusammenhängen verwandelt werden – sind auch nicht voneinander verschieden und liegen nicht hintereinander, sondern es handelt sich um ein und denselben Vorgang. Wer wirklich dem Glauben dient, muß ebendarin auch der Gerechtigkeit dienen. Um sie allein geht es Gott in der menschlichen Geschichte. Sie ist seine Ehre.

Doch entscheidend bleibt: Es geht dabei nicht um den Dienst für die Gerechtigkeit irgendwo oder überall, sondern an dem von Gott gesetzten Ort in der Menschheit: in seiner Modellgesellschaft. Das ist der springende Punkt in der Aussage von der Völkerwallfahrt zum Berg Zion. Die menschliche Gesamtgesellschaft kann den Weg zur Gerechtigkeit nur finden, wenn ihr diese in Gottes Modellgesellschaft vorgeführt wird.

Vielleicht läßt sich das Gesagte – ein wenig polemisch – an einem Begriff verdeutlichen, der neuerdings wieder häufiger gebraucht wird: „christliche Gesellschaftslehre“. Wenn Papst, Bischöfe oder berühmte Professoren sich an die Lenker der Staaten oder die Spitzen der anderen gesellschaftlichen Machtgebilde wenden und ihnen Ratschläge erteilen oder Forderungen stellen, berufen sie sich ja gewöhnlich auf die „christliche Gesellschaftslehre“. Sie argumentieren dabei häufig aus dem Naturrecht, wie sie es nennen. Dieses betrachten sie als eine gemeinsame Basis, auf der Glaubende und Nichtglaubende sich einig werden können.

Was da geschieht, ist legitim. Da geht in der Tat eine gesellschaftliche Belehrung von Jerusalem aus. Allerdings: Sie ergeht aus einer Stadt Jerusalem, die mit den anderen Städten der Welt zusammen auf einer einzigen und flachen Ebene gebaut ist. Und schon das mag erklären, weshalb auf Proklamationen der sogenannten christlichen Gesellschaftslehre hin so selten etwas wie eine Völkerwallfahrt einsetzt. Diese Lehre verhallt im rauhen Wind, der über die Ebene streicht.

Eigentlich müßte die Proklamation ja aus einer Stadt auf dem Berge ertönen. In der Kirche, die zur allgemeinen Gesellschaft spricht, müßte das schon Wirklichkeit sein, wozu sie die anderen auffordert. Vielleicht bräuchte sie gar

keine naturrechtliche Argumentation mehr, wenn sie auf Fakten verweisen könnte.

Vorgängig zu einer auf die Gesamtgesellschaft ausgerichteten christlichen Soziallehre müßte es auf jeden Fall eine Soziallehre geben, die von der Kirche als der Modellgesellschaft Gottes handelt. Es wäre eine ins Irdische hinein konkret werdende Ekklesiologie.

Doch die moderne Gesellschaft hat der Kirche eine andere Funktion zugewiesen als die, eine Art Modell- oder Gegengesellschaft zu sein. Und da liegt heute die Schwierigkeit, die wir haben, wenn wir Glauben und Gerechtigkeit zusammenbringen wollen.

Die Kirche ist als Teilsystem in das gesellschaftliche Gesamtsystem eingebaut. Sie steht als mit allen anderen verschränktes Subsystem neben dem Subsystemen Politik, Wirtschaft, Erziehung, Kleinfamilie, Freizeit, Kunst. In unserer spätbürgerlichen Gesellschaft hat das religiöse Subsystem dafür zu sorgen, daß am Rande des banalen Alltags auch etwas festlicher Glanz aufleuchtet und die Menschen an den kritischen und gefährlichen Punkten ihres Lebenslaufs gehalten und, wenn nötig, getröstet werden. Sonst hat es keine ihm eigenen Aufgaben.

Wir haben diese Funktionszuteilung weithin übernommen. So ist aus unserer Kirche inzwischen das geworden, was man neuerdings als Servicekirche bezeichnet. Sie bietet den Bürgern an bestimmten, von den anderen Subsystemen nicht zu bewältigenden Stellen Hilfe an, indem sie durch Lehre und Riten auf Transzendenz verweist – oder wie man das formulieren mag.

Weil sie das tut, wird sie auch gebraucht. Sie wird deshalb auch durch gern gezahlte Kirchensteuer ernährt, ja gehätschelt. Doch zugleich ist sie meilenweit davon entfernt, noch auf die Idee zu kommen, eigentlich müsse sie „societas perfecta“, „vollausgestattete Gesellschaft“ neben der allgemeinen Gesellschaft, ja in Gegensatz zu ihr sein. Wer denkt heute noch daran, der Glaube müsse alle Dimensionen des menschlichen Zusammenlebens erfassen und verändern, und zwar innerhalb der Kirche selbst?

Wir sind so an die jetzige Gestalt der Kirche gewöhnt, daß wir kaum auf den Gedanken kommen, eigentlich müsse alles anders sein. Dabei werden uns gerade in diesen Jahren ganz neue Zugänge zur biblischen Vorstellung des Verhältnisses der Kirche zur Gesamtgesellschaft von woandersher kostenlos geschenkt.

Denn seit einiger Zeit liegt der Gedanke der Auswanderung aus der bestehenden Gesellschaft doch geradezu in der Luft. Es gibt auf einmal den Mut dazu, neue gesellschaftliche Möglichkeiten einfach durch ein anderes Leben neben dem alten und eigentlich öffentlich vorgeschriebenen zu versuchen. Alles, was heute mit der Bezeichnung „alternativ“ versehen wird, gehört in diesen Zusammenhang. Mit „alternativ“ ist doch fast immer gemeint, daß man

nicht mehr glaubt, durch Revolution das Ganze der Gesellschaft verändern zu können, auch nicht mehr daran, daß man mit Hilfe eines Marsches durch die Institutionen schließlich an die geheimen Schaltstellen der Gesellschaft gelangt und von dort aus dann das Ganze neu ordnen kann. Auf beiden Wegen ist es zu oft mißlungen. So hat sich jetzt die Überzeugung ausgebreitet, daß es vielleicht noch das Klügste ist, in kleiner, aber gleichgesinnter Gruppe anzufangen, dort neue Gesellschaftsformen ohne viel Reden einfach zu leben und um den Rest der Welt sich nur noch am Rande zu kümmern. Wenn dann etwas wächst und da ist, wird das Neue seine Anziehungskraft schon entfalten und auf die alte Gesamtgesellschaft zurückwirken.

In der Grundstruktur ist das genau der Weg, den Gott mit seinem Volk Israel und seit Jesus von Nazareth mit seiner Kirche schon immer im Sinn hat. Wir Christen sind die älteste Alternativgesellschaft der Welt. Wir sind die einzige Alternative, die es in sich hat, wirklich etwas zu taugen – falls wir uns nur endlich entschließen könnten, uns über diesen Sachverhalt klarzuwerden. Wir hätten den Schlüssel zu Gerechtigkeit, Freude und Glück. Aber nur, wenn wir selbst die Tür aufschließen und als erste selbst hindurchgehen, werden andere uns folgen können.

Die Kirche beruft sich ja auf die Bibel, und auf etwas anderes kann sie sich gar nicht berufen. Sie proklamiert Texte wie den von der Völkerwallfahrt oder den von der Stadt auf dem Berg immer wieder in ihren Gottesdiensten. Daher müssen wir nicht verzagen. Ganz ist die wahre Kirche, die „societas perfecta“, nie verschwunden. In jeder Eucharistiefeier rühren wir an ihre Wurzel. Jederzeit kann sie sich hier oder dort oder sogar an vielen Orten zugleich wieder in ihre gesellschaftliche Vollgestalt hineinentwickeln.

Was der Priester nicht sein sollte

Es ist deshalb auch erlaubt, das bisher Dargelegte weiterzuträumen und die ansichtig gewordene wahre Gestalt der Kirche daraufhin zu befragen, was in ihr nun ein Priester wäre.

Am wichtigsten scheint mir: Es ist nicht die Sache des Priesters, kraft seines Amtes die vorhandene Gestalt der Kirche in eine vollere Gestalt neuer und gerechter Gesellschaft hinüberzuführen.

Wer Priester wird, um dann an dem Hebel zu sein, den man umlegen muß, damit aus der Kirche von heute eine Welt gelebter Gerechtigkeit wird, hat gerade nicht verstanden, wie die von Gott gemeinte Alternative zu den Gesellschaften der Welt aussehen soll. Derartige Hebel und Schaltstellen der Macht sind typisch für jene Gesellschaftsstrukturen, gegen die Gott gerade seine neue Gesellschaft errichtet. Wo es sie in der jetzigen Kirche gibt, sind sie niemals rechtens da.

Jesus hat das klar gesagt, als die Zebedäussöhne Jakobus und Johannes von ihm erreichen wollten, daß er ihnen in seinem „Reich“ Herrschaftsfunktionen zusicherte. In der Sprache der damaligen Herrschaftssymbolik hatten sie ihn um die beiden Plätze zu seiner Rechten und zu seiner Linken gebeten. Da sagte er:

Ihr wißt, daß die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken und daß die Mächtigen Gewalt über sie ausüben.

So soll es bei euch nicht sein.

Wer bei euch groß sein will, sei euer Diener.

Wer bei euch der erste sein will, sei der Sklave aller. (Mk 10,42–44)

Wir verstehen diese Sätze natürlich gern als moralische und individuelle Aussage: Es gibt im Reich Jesu Große und Erste – sie sollen nur nicht viel daraus machen und sich bescheiden benehmen. Vielleicht fällt uns das Wort Friedrichs des Großen ein: „Ich bin der erste Diener meines Staates.“

Aber das Wort Jesu ist nicht so gemeint. Es meint die Aufhebung der vorausgesetzten Strukturen, gerade der Strukturen, die den Staat kennzeichnen. Das zeigt die Fortsetzung:

Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen,
um sich dienen zu lassen,
sondern um zu dienen
und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele. (Mk 10,45)

In diesem Satz wird auf zwei Symbolgestalten des Alten Testaments angepielt: den „Menschensohn“ und den „Gottesknecht“. Der Menschensohn ist bei Daniel das Symbol der Gottesherrschaft, die am Ende der Zeit die in schrecklichen Tiergestalten versinnbildeten Staaten der Geschichte ablöst. Der Gottesknecht ist bei Deuterocesaja ein Bild des im Exil leidenden, ja getöteten Gottesvolks. Es wird gerade durch die Auflösung seiner bisherigen Staatlichkeit zu einer anderen, allein von Gott her lebenden Gesellschaft, die das Staunen der Völker erweckt und sie dazu bringt, die Wallfahrt nach Jerusalem anzutreten.

Menschensohn und Gottesknecht zeigen als Symbole an, wie im Alten Testament selbst schon die sogenannte Messiaserwartung umgepolt worden war. Messias – das war ursprünglich der Titel Davids und seiner Nachfolger, also der Könige des vom Gottesvolk gebildeten Staates. Schon in der deuteronomischen Gesetzgebung wurden dann dem König Israels die realen Machtbefugnisse weitgehend genommen. Seine Hauptaufgabe sollte es nun sein, in seinem eigenen Leben die Sozialordnung Israels möglichst rein und vorbildlich darzustellen. Er sollte so etwas wie ein Musterisraelit sein. Später, bei den nachexilischen Propheten, wandelte sich das Bild des für die Endzeit erwarteten Königs

immer mehr ins Gegenteil eines normalen Königs, in dem die Macht einer staatlich organisierten Gesellschaft gipfelte. Bei Sacharja zieht er auf einem Esel reitend in Jerusalem ein. Wenn er kommt, dann vernichtet Gott die Streitwagen, die Kriegsrösse und den Bogen. So wurde die einst als Staat organisierte Gesellschaft Israels unter Beibehaltung des alten Herrschertitels „Messias“ in der Zukunftserwartung der letzten Propheten in ihr Gegenteil verkehrt, in eine Gesellschaft, der die typischen Merkmale des Staats gerade fehlen. Auf einen solchen paradoxen „Messias“ wartete das wahre Israel, wenn auch nicht seine Revolutionäre und Zeloten. Diese Erwartung hat Jesus aufgenommen. Mit ihr ist die Idee von Spitzenpositionen nicht vereinbar.

Daher ist auch die wahre Kirche notwendig die Gegengesellschaft zu jeder Form staatlicher Gesellschaft. Sie ist nicht ein besserer Gegenstaat zu einem vorhandenen, leider ein wenig schlecht organisierten oder gar unmoralischen Staat. Vielmehr ist sie das Gegenteil von Staat.

Und deshalb wäre es auch ein Unding, in ihr Amtsträger zu haben, deren Aufgabe der Aufgabe eines staatlichen Amtsträgers entspräche und darin bestünde, Gesellschaftsstrukturen zu schaffen, durchzusetzen und zu erhalten. Die Gesellschaft Gottes kommt anders zustande und erhält sich anders, weil sie von Grund auf anders ist.

Sie kommt zustande auf der Basis der Freiwilligkeit. Sie besteht auf der Basis der vom Menschen her unmöglichen, von Gott her aber immer neu geschenkten Einmütigkeit aller ihrer Glieder. Man wird nur Jünger, wenn man sich Jesus zur Nachfolge anschließt. Nur wenn alle Jünger von Gottes einem Geist bewegt sind, bilden sie zusammen den einen Leib Christi – das paulinische Bild für die Kirche als Gesellschaft Gottes in der Welt. Die Durchsetzung gesellschaftlicher Ordnung mit Hilfe von Macht und Herrschaft, ja von Gewalt, die den Staat kennzeichnet, ist hier durch Besseres überwunden.

Aber jedes einzelne Glied muß diese Gesellschaft wollen und seinen ganzen Beitrag in sie hineingeben. Dadurch allein entsteht das Ineinander von Vielfalt und Einigkeit, das diese alternative Gesellschaft auszeichnet.

In einem messianischen Text des Alten Testaments ist das bildhaft dargestellt als der paradiesische Tierfrieden:

Da wohnt der Wolf beim Lamm,
der Panther liegt beim Böcklein,
Kalb und Löwe weiden zusammen,
ein kleiner Knabe kann sie hüten.

Kuh und Bärin freunden sich an,
ihre Jungen liegen beieinander,
der Löwe frißt Stroh wie Rind.

Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter,

das Kind steckt die Hand in die Höhle der Schlange. (Jes 11,6–8)

Der diesem Text entsprechende neutestamentliche Text findet sich bei Paulus. Er verwandelt das Tierbild in unmittelbare Beschreibung der christlichen Gemeindegewirklichkeit, und am Ende mündet er in das Bild vom Leib Christi:

Es gibt verschiedene Gnadengaben,
 aber nur den einen Geist.
 Es gibt verschiedene Dienste,
 aber nur den einen Herrn.
 Es gibt verschiedene Kräfte, die wirken,
 aber nur den einen Gott.
 Er bewirkt alles in allem.
 Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt,
 damit sie anderen nützt.
 Dem einen wird vom Geist die Gabe geschenkt, Weisheit mitzuteilen,
 dem andern durch den gleichen Geist die Gabe, Erkenntnis zu vermitteln,
 dem dritten im gleichen Geist Glaubenskraft,
 einem anderen – immer in dem einen Geist – die Gabe,
 Krankheiten zu heilen,
 einem anderen Wunderkräfte,
 einem anderen prophetisches Reden,
 einem anderen die Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden,
 wieder einem anderen verschiedene Arten von Zungenrede,
 einem anderen schließlich die Gabe, sie zu deuten.
 Das alles wirkt ein und derselbe Geist.
 Einem jeden teilt er seine besondere Gabe zu, wie er will.
 Denn wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat,
 alle Glieder des Leibes aber, obwohl es viele sind,
 einen einzigen Leib bilden,
 so ist es auch mit Christus.
 Durch den einen Geist
 wurden wir in der Taufe
 alle in einen einzigen Leib aufgenommen,
 Juden und Griechen,
 Sklaven und Freie;
 und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt. (1 Kor 12,4–13)

In dieser paulinischen Liste der Gaben des Geistes kommt der Priester überhaupt nicht vor. Das läßt sich erklären. Jene spezifische Aufgabe, wie sie heute der Priester hat, gab es offenbar in der Gemeinde von Korinth noch nicht. Was ihr der Sache nach entsprach, war gerade das, was Paulus, der Schreiber des Briefes, durchtrug. Doch wenn er auch sein eigenes Tun in die

Aufzählung der Charismen eingereicht hätte, dann sicher einfach als eines unter den vielen.

Denn die neue Gesellschaft Gottes wird von allen zusammen geschaffen. Genauer: Durch den einen Geist, der über alle und jeden einzelnen ausgegossen ist. Da kann es keine besondere und herrscherliche Position geben. Genau das macht das Besondere dieser Gesellschaft aus.

Daraus folgt, daß man sich kein Priesterbild zurechtlegen darf, bei dem der Priester irgendeine ihn aus den anderen heraushebende Funktion für die Erstellung der göttlichen Modellgesellschaft hätte. Sobald das Gottesvolk mehr ist als kultische Serviceorganisation für die religiösen Bedürfnisse, ist der Priester Volksgenosse unter Volksgenossen. Man kann das in ein Fremdwort umsetzen: Er ist Laie unter Laien. Denn „Lai“ kommt von griechisch Laos, das heißt „Volk“.

Auch jeder Priester wird seine eigene Geistesgabe haben, über sein Priestertum hinaus – der eine diese, der andere jene. Aber die heben ihn nicht aus den anderen Laien heraus. Denn jeder hat seine je eigene Geistesgabe, wenn es der christlichen Gemeinde nur gelingt, sie zu entdecken und zur Geltung zu bringen. Ein Priester mag die ihm gegebene Gabe zum Aufbau des Leibes Christi mit besonderer Treue pflegen und einsetzen – um so besser. Aber auch das ist etwas, was jedes andere Glied am Leibe Christi auch tun müßte.

Was folgt daraus für die konkrete Kirche, wie sie heutzutage in unseren Landen existiert? In ihr wird jene von Paulus beschriebene Vielfalt der Charismen in allen Gliedern des Leibes nicht sichtbar. Offenbar sind in der Gestalt des Priesters in unserer Kirche viele Aufgaben zusammengefaßt worden, die eigentlich in einem wirklich zur Gesellschaft werdenden Volk Gottes über viele und verschiedenste Personen verteilt sein könnten, ja müßten.

Offenbar entsprang, daß es dazu gekommen ist, der Not. Weil so wenige Gläubige sich vom Geist Gottes in die gesellschaftliche Dimension der Kirche hineinführen ließen, deshalb mußten die Priester viele sonst nicht wahrgenommene Aufgaben mitübernehmen und in ihrer Person bündeln. Die, welche sich zum Priestertum berufen fühlten, waren ja meistens noch die Musterisraeliten, die am meisten vom Geist getriebenen, die „Geistlichen“. Es ist dahin gekommen, daß man fast schon Priester werden muß, um überhaupt als „geistlicher“ Mensch leben zu können. In unserer Kirche müssen also unsere Priester, um zum Bild des Jesaja zurückzukehren, ein Stück vom Wolf und ein Stück vom Lamm an sich haben, sie sind Kuh und Bärin zugleich (ja, das Feminin muß bleiben, weil es in der Kirche von heute Frauen, die man als „Geistliche“ bezeichnen dürfte, gar nicht geben kann), dazu sind sie vielleicht auch noch eine friedlich gewordene Schlange. Wenn solchen armen und überforderten Wesen klar wird, was eigentlich die neue Gesellschaft Gottes sein müßte, dann können sie sich nur darüber freuen, wenn um sie herum in ihrer Ge-

meinde plötzlich möglichst viele exotische Tiere aus ihren Löchern hervorkriechen. Sie werden gern auf einige Bestandteile ihres eigenen buntgescheckten Fells verzichten. Es stammt aus einer Notzeit der Kirche und ist Zeugnis von deren Armut an heiligem Geist.

Vielleicht kann angesichts dieser Überlegungen sogar ein wenig Zweifel an der heute gängigen, nach meiner Meinung modischen Bestimmung des Priestertums als Amt der „Gemeindeleitung“ aufkommen. Man kann das zwar in einem brauchbaren Sinn verstehen. Aber es ist weder eine Definition, die eine große Tradition hinter sich hätte, noch lassen sich in ihr die faktischen Verhältnisse in der Kirche unterbringen. Viele Priester leiten keine Gemeinden. Inzwischen gibt es infolge des sogenannten Priestermangels viele Nichtpriester, die faktisch Gemeinden leiten, und es hat das, genau besehen, immer schon gegeben – man denke nur an die Vorsteherinnen von Klöstern. Und ich glaube, selbst wenn man alles abzieht, was den Priestern nur deshalb aufgeladen wurde, weil in den Gemeinden die Charismen gestorben waren, bleibt nicht spezifisch gerade die Gemeindeleitung übrig. Das Wort „Gemeindeleiter“ ist auch höchst anfällig für ideologischen Mißbrauch. Von ihm aus ist es nicht weit zur Bitte der Zebedäussöhne.

Aber wenn deutlich geworden ist, was der Priester in der Kirche, wie Gott sie möchte, nicht sein kann – was soll er dann sein?

Was der Priester sein könnte

Es gibt eine Eigenschaft der neuen und alternativen Modellgesellschaft Gottes in der Welt, die das fordert, was man recht unzulänglich das kirchliche „Amt“ nennt, und damit den „Priester“. Es ist ihr Wunder- und Gnadencharakter. Das muß allerdings erklärt werden.

Aus dem Alten und Neuen Testament geht eindeutig hervor, daß diese Gesellschaft der Liebe, Gewaltlosigkeit, Barmherzigkeit und Zuvorkommenheit, obwohl sie sich da, wo sie verwirklicht wird, als die einzig humane Gesellschaft zeigt, vom Menschen aus als unmöglich bezeichnet werden muß. Der Mensch kann das, was mit Gottesherrschaft gemeint ist, aus seinen eigenen Kräften nicht schaffen. Es gibt sie nur als freies Geschenk Gottes, als Wunder. Sie ist in ihrem Anfang und in ihrem Fortgang reine Gnade.

Das muß an ihr selbst aber auch sichtbar werden. Die Gesellschaft der Welt muß es dieser Stadt auf dem Berg ansehen können, daß sie nicht selbstgemacht und selbstgetragen ist, sondern geschenkt wurde und nur als Geschenk bleibt.

Genau dies bringt das kirchliche Amt zum Ausdruck. Das dem Priester wesentlich zukommende Tun ist genau dafür das Zeichen.

Daß die neue Gesellschaft Gottes von woanders her lebt, gilt zunächst in der Dimension der Zeit. Die Kirche steht auf der Vergangenheit. Es hat in der Ge-

schichte einen Punkt gegeben, der nicht mit allen anderen Zeitpunkten der Geschichte gleichwertig war. Damals war Gott anwesend und hat den reinen Anfang dieser Gesellschaft gesetzt. Der Punkt trägt den Namen Jesus von Nazareth, und dieser Name war schon vorbereitet durch ein Jahrtausend Geschichte Israels. Von dort her lebt jetzt die Kirche. Daß sie als Wunder aus Gnade existiert, zeigt sich in ihrem Angewiesensein auf die Vergangenheit.

Ihre Vergangenheit wird der Kirche aber vermittelt durch das in ihr gestiftete Amt. Es gibt ihr die Schriften und die Tradition. Es hat darauf zu achten, daß es ja nichts davon verliert. Was das Amt nicht von Israel und von Jesus weitersagt, das fehlt der Kirche an Gnade.

Auch in der Dimension des Raumes lebt die Kirche von woanders her. Konkret ist sie ja in der einzelnen Gemeinde da. Doch jede einzelne Gemeinde ist immer schon Begrenzung, Verkümmern. Sie ist noch nicht entfaltetes Anfang und schon wieder Bruchstück aus geschehenem Zerfall. Sie kann als Inbegriff der wahren Kirche nur leben, wenn sie auf die Vielheit der Gemeinden blickt, die nebeneinander in der Welt existieren. Sie muß in Kommunion mit der gesamten Kirche stehen und sich von überall her immer wieder neu in ihre volle Wahrheit rufen lassen.

Die Herstellung der Kommunion in der Gesamtkirche ist aber Aufgabe des Priesters. Er hat in seiner Gemeinde den Reichtum der anderen Kirchen zur Geltung zu bringen. An deren vollere Maß hat er die eigene Gemeinde zu messen. Umgekehrt darf das, was der Geist in seiner Gemeinde gewirkt hat, der gesamten Kirche nicht vorenthalten werden. Auch dafür muß der Priester sorgen.

In unseren heute üblichen Territorialgemeinden, die zudem fest und gezielt von darüberschwebenden Ämtern administriert werden, dürften diese Aspekte keine allzugroße Bedeutung haben. Was haben solche Gemeinden einander schon viel mitzuteilen? Wo wird die eine zur Krisis der andern? Aber es zeigt sich immer wieder: Sobald sich in einer Gemeinde ein Reichtum an Charismen entfaltet, kann es sehr schnell zur Hauptaufgabe des Priesters werden, den ihn umgebenden neuen Reichtum am Maß der Großkirche zu messen und auf sie zu beziehen, andererseits dem Bischof und den anderen Gemeinden etwas aus dem eigenen Reichtum zu vermitteln.

Daß Gottes neue Gesellschaft von woanders her lebt, muß schließlich vor allem im Zentrum ihres Lebensvollzugs zum Ausdruck kommen: in den Sakramenten, vor allem in der Eucharistie. In der Gestalt des Sakramentenspenders und des Eucharistievorstandes muß symbolisch dargestellt sein, daß diese heilige Versammlung sich nicht selbst konstituiert, sondern eine von Gott zusammengerufene und zusammengehaltene Versammlung ist. Deshalb gibt es hier auch ein echtes Gegenüber von Priester und Gemeinde. Es darf nicht das Geringste mit Herrschaft und Machtausübung zu tun haben. Es muß der reine

Ausdruck dafür sein, daß diese sich selbst feiernde Gesellschaft in Wirklichkeit überhaupt nicht sich selbst feiert, sondern allein Gottes gnädige Zuwendung.

Ist es zu wenig, fast nur so etwas wie Symbol zu sein? Ist das die Mühe eines ganzen Lebensweges wert, ein langes Studium und vor allem den Verzicht auf den menschlichen Partner in der Ehe, der sich in unserer Kirche damit verbindet?

Wen der Ruf trifft, der vergißt vermutlich, solche Fragen überhaupt zu stellen. Die einzige Situation, in der einen der Ruf überhaupt ernsthaft treffen kann, ist die des Petrus, der Jesus dreimal verleugnet hatte. Er wird gefragt: „Liebst du mich?“ Er stammelt seine Antwort. Und er wird ins Amt des „Hirten“ gerufen: „Weide meine Schafe.“ (Joh 21, 15–17) Daß man also in der Gemeinde Gottes diese Aufgabe bekommt, ist selbst schon Gnade. Die eigene Existenz, sündig und dennoch als Zeichen aufgerichtet, wird letztes Signal dafür, daß die Stadt auf dem Berg nicht von Menschen erbaut, sondern Gottes Wunder ist.

Wenn dies den Priester ausmacht, dann gilt, daß sein Zeugnis nicht direkt auf Gerechtigkeit und Frieden in der Welt ausgerichtet ist. Gott schickt zwar schon einmal einen Josef nach Ägypten, um die Menschheit vor dem Hungertod zu retten, oder einen Daniel an den Hof Nabuchodonosors, damit ein Weltreich weiser verwaltet würde. Aber im übrigen sagt er seinem Volk, es könne für die Gerechtigkeit in der Welt noch am meisten tun, wenn es selbst zur gerechten Stadt würde, zu der die Völker wallfahren können. Und in dieser Stadt sind alle gleich verantwortlich für das Werk Gottes. Man muß nicht Priester werden, um Werkzeug des Geistes zu sein.

Trotzdem ist das spezifische Zeugnis des Priesters auch wieder ganz und gar unentbehrlich für den Dienst an Gerechtigkeit und Frieden. Denn wenn der Kirche das Zeugnis ihres Wunder- und Geschenkcharakters ausgeht, dann kippt sie um und wird wieder zu einer von Menschen gemachten Gesellschaft. Und dann ist alles verloren. Sie kann dann auch keine gerechte Gesellschaft mehr bleiben. Sie muß wieder werden wie die anderen Völker. Sie muß sich anpassen und muß sich einfügen lassen. Sie wird wieder zu einem Teilstück des Systems der Herrschaft und der Gewalt.

In einer Kirche, die dieser Gefahr weithin erlegen ist, hat der Priester einen besonders schweren Stand. Seine Versuchung wird es sein, die Sache der gerechten Gesellschaft nun doch allein in die Hand zu nehmen – indem er als Apostel der christlichen Soziallehre die Großen der Welt belehrt oder als anonym gewordener Zeuge sich in den Fabriken verzehrt. Oder er wird mit den Mitteln der Macht, der Verwaltung und der Bürokratie versuchen, die Kirche zu erneuern und leuchtender zu machen. All dies hilft nichts, es kann vielleicht sogar das Unheil vermehren.

Priester sein heißt, Zeuge des Wunders sein. Nur die nicht verzagende Fortsetzung der Verkündigung der Nachricht aus der stiftenden Vergangenheit, nur die Aufrechterhaltung der Kommunion mit der Kirche als ganzer, nur das Durchhalten der wahren Zeichengestalt des Sakraments kann am Ende zählen. Nur hier wird der Same weitergegeben, der jederzeit wieder von neuem aufgehen und herrlich erblühen kann. Wo er erblüht, wird die Gerechtigkeit erblühen, und der Welt wird mehr geholfen sein, als wenn ein Priester ausgezogen wäre, die Pharaonen zu belehren oder an einer mystifizierten Basis anonym zu werden.

Daher wird man jemandem, der sich berufen glaubt, der Kirche als Priester zu dienen, in dem aber zugleich die Sehnsucht brennt, etwas für die Gerechtigkeit in der Welt zu leisten, nur sagen können, er solle das zweite vergessen und nur noch an sein Zeugnis von der Gnade denken, dann tue er wahrscheinlich am meisten dafür.

Daß dies nicht im Sinne der Lobredner des Bestehenden, auch nicht der bestehenden Kirche gesagt ist, erst recht nicht zugunsten von irgendwelchen Beschwichtigern, die unsere Welt schon gerecht genug finden und unsere Natur noch immer nicht genug zerstört und gefährdet, sollte nach allem vorher Ausgeführten klar sein. Es setzt voraus, daß Gottes Wille, in unserer Welt solle Gerechtigkeit sein und unsere Welt solle nicht zerstört, sondern vollendet werden, unendlich größer ist als wir uns vorstellen können, und daß er diesen Willen gerade durch seine Kirche verwirklichen will. Diese Kirche aber kann es nur geben als durch Zeugnis weitergegebenes Wunder.